Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 21

Artikel: Die Sage von der goldenen Stadt
Autor: Dutli-Rutishauser, Maria
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670034

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Abendlied

Hans Schütz

Tag, du hast mit deiner Fülle
mich so müd gemacht.
Und so sei es denn mein Wille,
dass auch du, mein Herz, fein stille
werdest auf die Nacht.

Hast die Sonne steigen sehen,
glühtest in des Mittags Glast;
nun es Abend wird, vergehen
deine Wonnen, deine Wehen
wie ein Lämplein fast.

Spanne, Nacht, die dunklen Flügel,
treue Mutter, du!
Jeder Tag beut neue Bügel —
jeder Tag wölbt frische Hügel;
du deckst beide zu.

Die Sage von der goldenen Stadt

Von Maria Dutli-Rutishauser

Auf dem Hügel über dem Meere tanzte Anita mit ihrem Liebsten. Wenn das schöne Paar unter der Pergola vorbeikam, pickte Anita von den blauen Trauben und schob die grossen süssen Beeren in Lucianos lachenden Mund. Als sie sich müde in den Schatten des Gartens setzten, bat das Mädchen, am Abend den Spaziergang nach der Rocca machen zu dürfen.

Luciano, eben noch fröhlich und verliebt, liess Anitas Hand los und fragte erstaunt: «Was weisst du von der Rocca? Man geht doch abends nicht an jenen Ort und zudem — — ach nein, wir wollen den schönen Tag in der Stadt am Meere beschliessen!»

Warmer Sommerwind umfächelte das Paar, eine Geige lockte zum Tanze. Aber zwischen Anita und Luciano schien auf einmal eine Mauer zu stehen. Das junge Mädchen sah in eine unbestimmte Ferne hinaus und auf Lucianos hoher Stirne stand eine Falte. Nach langer Weile fragte Anita:

«Du willst also nicht hingehen? Ich dachte, du wolltest mir ein Geschenk machen. Bitte — ich möchte nichts als diesen Spaziergang mit dir!»

Der junge Mann, der den schönen, warmen Dialekt der Romagna sprach, stand auf und erwiderte:

«Gehen wir, Anita. Ich will dich dort hinüberführen, wo der alte Salvatore sitzt. Ich kenne ihn von Kindheit an. Seit ich weiss, sitzt er auf dem Felsen. Er soll dir die Geschichte von der goldenen Stadt erzählen. Wenn du nachher noch Lust hast, auf die Rocca zu steigen, sollst du deinen Willen haben.»

Salvatore schaute nicht auf, als Luciano neben ihn trat. Den Gruss erwiderte er höflich, doch wandte er den Blick nicht vom tief unter ihm liegenden Meere.

«Ich möchte die Geschichte von der goldenen Stadt hören, Salvatore. Das Mädchen hier ist meine Sposa. Sie weiss nichts von der Rocca, aber sie wünscht, hinüberzugehen. Bitte, Salvatore!»

Anita sah, wie an den mageren Beinen des Mannes die Kleider in Fetzen hingen. Sie sah die dürren Hände und die tiefliegenden Augen des Hungernden oder Kranken. Der Blick war der eines Irren. Als er zu sprechen begann, fasste Anita nach der Hand ihres Verlobten, denn sie fürchtete sich in der grossen Einsamkeit der leblosen Wüste.

Die Sage von der goldenen Stadt schien ein Echo aus dem Herzen des alten Mannes zu sein. Er schloss manchmal die Augen, als lausche er

einem Tone nach oder als suche er die Erinnerung an lang Vergangenes.

«Dort, wo jetzt die Rocca steil zum Meere abfällt, stand vor tausend Jahren die goldene Stadt. Niemand auf der weiten Welt, ausser ihren Bewohnern wusste um ihren Reichtum. Denn in den Gärten und den Feldern und um die Stadt wuchs rotes Gold. Man brauchte nur den Spaten tief zu führen, so stiess man auf eine Ader, die Gold führte. Anfangs hüteten die Menschen ihren Schatz in Truhen und versteckten ihn unter den Fussböden. Aber als alle Einwohner Gold in Fülle besassen, gingen die Aeltesten daran, die Stadt mit dem glänzenden Metall zu schmücken. Die alte Kirche wurde durch einen mächtigen Dom ersetzt. Der stand auf der höchsten Stelle und war so hoch getürmt, dass seine Spitze weithin sichtbar war. Dieser Turm bestand aus lauterem Golde, und wenn die Sonne schien, blitzte und funkelte er wie das kostbare Geschmeide einer Königin. Nach Jahren fanden die Leute, es wäre schön, mehr solcher Türme zu haben. Sie bauten Paläste und krönten sie mit schlanken Türmlein, darin goldene Glocken hingen. Und wieder später schmückten sie auch die alten, einfachen Häuser mit Gold, also dass es in den engen Gassen und auf den Piazzetten ein Gefunkel gab, als sei die Sonne niedergefallen.

Es gab einige Frauen in der goldenen Stadt, die sich ob des unerhörten Reichtums ängstigten. Die nahmen ihr verwahrtes Gold und brachten es Don Luca, dem Pfarrer. Er solle der Madonna einen Altar errichten, sagten sie. Mit ihrem Opfer wollten sie Gottes Segen auf die stolze Stadt herabflehen. Don Luca nahm das Gold und baute den Altar der Madonna. In dessen goldener Mitte prangte das Bild der Benedeiten aus Mayolika. Als der Altar eingeweiht wurde, sah das Volk mit Staunen, dass es eine weinende Madonna war, die inmitten der Pracht thronte. Die Männer standen auf und einer liess seine Stimme laut werden im feierlichen Dome:

«Wo ist Giacomo Lanfranco, der die Madonna gemacht hat? Er soll sie lächeln heissen: wir können keine weinende Patronin brauchen!»

Don Luca, der auf der Kanzel stand und zu predigen beginnen wollte, wies den Mann zurecht:

«Silenzio! Wir sind in der Kirche. Die Madonna ist schon recht. Schaut sie oft an und bedenket, dass sie über ein Volk weint, das den Mammon anbetet. Kniet ihr nicht vom Morgen bis zum Abend auf dem Boden, der das Gold birgt? Ihr scharrt es mit blossen Händen hervor, und wenn ihr zum goldenen Dome kommt, so erzählt ihr euch, wieviel ihr in der Woche gesammelt habt oder vom Goldschmied zu Schmuck verarbeiten liesset. Es gibt keine Armen unter euch. Und das, will mir scheinen, sei das Unglück oder doch die Prüfung, die über euch verhängt ist. Wie der Herr über Jerusalem, also weint seine heilige Mutter über euch, weil ihr geblendet seid von Glanz und Reichtum. Ich sage euch, kehrt um! Lasst den Boden ruhen und baut auf ihm wieder den Wein und das Brot. Es könnte sonst sein, dass der Segen sich zum Fluche wendet und ihr erstickt an eurer Wohlhabenheit. Betet mit mir zur trauernden Madonna, dass sie euch helfe, anderen Sinnes zu werden!»

Aber das Volk hörte nicht auf den Mahner. In einer Nacht geschah dann das Unerhörte: Jemand löste das Bild der Madonna aus dem goldenen Votivaltar und warf es über die Felswand ins Meer. Die Fischer von Valbruna fanden es am Strande, als Ebbe war. Eine ungeheure Entrüstung herrschte in der goldenen Stadt. Man suchte den Frevler, fand ihn aber nicht.

Von jenem Tag an begaben sich seltsame Dinge in der Stadt. Es starben viele Kinder, die nicht krank gewesen waren. Sie erstickten und waren im Tode schrecklich anzusehen. Dann fiel ein Schwarm schwarzer Vögel in die Gassen, wild schreiend und die Sonne verdunkelnd. Eines Morgens sahen die Leute, dass ihre Schatztruhen erbrochen und des Goldes beraubt waren. Verstört liefen sie herum und suchten nach dem Golde. Es blieb verschwunden. Als sie in der Erde gruben, fanden sie die Goldadern nicht mehr. Voll Entsetzen liefen sie in die Kirche und warfen sich vor dem entweihten Altar in die Knie. Sie gingen auch nach Valbruna und baten die Fischer, ihnen das Madonnenbild zurückzugeben, damit sie es in Ehren an seinem Platz aufrichten könnten. Allein die Valbrunesen hatten bereits eine Kapelle erbaut und das Bild darin aufgestellt. Als die Männer unverrichteter Dinge heimkamen, brach in der goldenen Stadt ein grosser Streit aus. Einer beschuldigte den andern, das Gold gestohlen zu haben. Männer, Frauen und Kinder beschimpften sich gegenseitig, und bis zum Abend kam es zu einem grossen Handgemenge. Zehn Männer lagen nachher auf der Piazza erschlagen, und es fand sich niemand, der sie begraben wollte. In jener Nacht starb auch der alte Don Luca am Kummer, den ihm seine Pfarrkinder bereiteten.

Die Verzweiflung kam über die Menschen. Sie fühlten ihr Ende nahen und niemand war da, der ihnen beistand. Als darum ein paar junge Leute zur Geige griffen und aufspielten, tanzte das unglückselige Volk einen Tag und eine halbe Nacht lang. Man ass und trank, und es gibt keine Sünde, die bei jener Orgie nicht begangen worden wäre. Um Mitternach aber, als der Lärm wie ein Orkan über den Hügel und weit hinaus ins Meer brandete, begann die Erde zu beben. Die Paare taumelten, lachten im Rausch ihrer Sinne. Aber es barsten die Mauern, an denen sie Halt suchten, die Strassen taten sich auf und verschlangen die fallenden Menschen. Und mit dem Todesschrei der festenden Menge senkte sich die goldene Stadt in die schaurige Tiefe. Das Meer nahm alles auf, in gewaltiger Woge spülte es Tote, Sterbende und all ihr Hab und Gut hinweg. Am Morgen nach der Katastrophe sahen die Leute von Valbruna nur noch den Turm des Domes aus dem Wasser ragen. «Das ist das Gold, an dem sie zugrunde gingen,» sagten sie, und niemand war, der es holen wollte. Nach Tagen verschwand auch der funkelnde Turm im Meere.

Das ist die Sage von der goldenen Stadt. Manchmal in den tausend Jahren nach ihrem Untergang sind Neugierige auf die Rocca gestiegen. Sie wollten nach Spuren suchen, vielleicht auch nach Gold. Aber sie sind nicht wiedergekommen. Der Fluch lastet schwer auf dem Orte, der durch unerhörten Frevel und himmelschreiende Sünde entweiht wurde. Ich wache darüber, wisst, dass niemand hingeht. Eine Stimme hat mich geheissen, es zu tun. Manchmal höre ich die goldenen Glocken läuten, und nachts schreien die Verdammten am Meeresgrunde. Wenn ihr dableibt, bis der Mond aufgeht, könnt ihr sie hören.»

Salvatore sah auch jetzt die jungen Menschen nicht an, denen er die Sage erzählt hatte. Aber nun schauten sie mit ihm hinauf zu dem zerbrochenen Felsen, an dem sich einst die Tragödie der goldsüchtigen Menschen abgespielt hatte.

«Wir wollen heimgehen», bat Anita und wusste, dass sie sich der Gewalt eines mächtigen Zaubers entziehen musste, wenn sie ihm nicht, wie der Alte, mit allen Sinnen verfallen wollte. Als sie gingen, leuchtete das Meer herauf wie eine Bestätigung der Sage von der goldenen Stadt.

Seit 1848 wurde die Lebensdauer der Schweizer fast verdoppelt

Die durchschnittliche Lebensdauer des Schweizers hat im Zeitraume von 1848 bis 1948 um 25 Jahre und die der Schweizerin gar um 29 Jahre zugenommen. Jeder neugeborene Knabe hat heute die Chance, 63 Jahre alt zu werden, und jedes neugeborene Mädchen hat eine Lebenserwartung von 67 Jahren.

Die Gründe für diese gewaltigen Fortschritte sind mannigfach. Viel dazu beigetragen haben die allgemein verbesserten hygienischen Verhältnisse, die Verbreitung einfacher medizinischer Kenntnisse durch Volksaufklärung, die Kontrolle der Lebensmittel usw. Am Rückgang der Kindersterblichkeit ist vor allem die bessere Pflege der Säuglinge in Heimen und Krippen beteiligt, an jenem der Kinder der schulärztliche Dienst in den Städten und der Sport. Die Sterblichkeitsverringerung im erwerbsfähigen Alter lässt sich auf die Vorschriften des Fabrikgesetzes und die Tätigkeit der vielen Kranken- und Unfallversicherungen zurückführen.

Als wichtigster Grund für die Erhöhung der durchschnittlichen Lebensdauer werden von der gesamten Fachliteratur die in den letzten hundert Jahren erreichten bedeutenden Verbesserungen der wirtschaftlichen Lage der unteren Volksschichten angeführt. Es war weitgehend die Industrialisierung unseres Landes — zu der die Bundesverfassung von 1848 ganz wesentliche Voraussetzungen schuf — welcher wir unseren hohen Lebensstandart und die durch ihn bedingte Verlängerung des durchschnittlichen individuellen Lebens zu verdanken haben.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Freiestr. 101, Zürich 7. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich.